Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 48

Artikel: Im Sattel durch Mandschukuo

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647619

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Für ds Härz! — Wie wär's, wenn i vo der Hortense öppis für ds Härz würdi heusche? I gloube geng, das verstüend si de no. — Und versteit si's nid, henusode, so weiß i de o, woran i bi, und cha's de ohni das Hüsi am Aend o mache. — Aber reue würd's mi doch.

Es isch e wundervolle Herbschttag gsi, wo-n-er sech ufgmacht het zu neren Abschiedsvisiten im Chalet. Me het ne-n-epfange wie ne lieben alte Fründ, und der Lopi het gmerkt, daß doch e Schatten uf ds Gsicht vo der Hortense gfallen isch, sobald er dervo gredt het, er müeßi jitz wieder a d'Arbeit und Kanderstäg der Rügge chehre. Das het ihm Muet gmacht. Und wo d'Mama Brunner und d'Fründin sech dra mache, der Namittagstee z'rüschten und er en Ougeblick allei mit der Hortense vorem Hus sitzt, faht er afah chlage, wie leid es ihm eigetlech sygi, wieder i ds Ußland z'müeße. Er heigi ja keis Hei meh i der Schwyz und er verlüüri je länger deschtmeh alli Fäden us der Hand, wo ne no a di alti Heimet bunde heige. Und du hei si beidi gschwige. Und ds Ruusche vo de Wasserfäll het ghulfe, se wehmüetig stimme.

„Ach", seit ändlech d'Hortense, „wie schad, daß dä Summer vorby isch und daß me wieder abe mueß! — Aber wüsset Dir was, Herr Häbsguet: Dir heit's ja i der Hand, wieder Fueß z'fasse. Choufet doch Dir das Hüsi!"

Er bohret mit sym Stäcken im Härd ume, het Härzchlopfen und seit ändlech mit nere chly waggelige Stimm: „Und de Dir und Eui Mama? — Und — — — was söll i allei i däm Hüsi?"

Und wieder schwyge beidi. Und wo-n-er ufluegt, gseht er, daß der Hortense Tränen under de länge sydigen Ougehaar vürechöme.

Da nimmt er ihri Hand und fragt: „Wei mer's nid zsäme ha, das lieben alte Hüsi?"

Jitz schlat si d'Ougen uf und luegt ne-n-a, und er weiß alles.

„Ja?" fragt er, und ohni nes Wort abz'warte, schlat er nere d'Armen ume Hals. Und so sy si no gsi zwüsche Brieggen und Lache, wo di andere chöme, der Tee sygi fertig. D'Mama het nam Türpfoschte griffen und mit der andere Hand a ds Härz.

„Chömet", seit der Lopi, „i mueß ech allnen öppis säge. Chömet yne." Er geit i ds Hus, und i der alte heimelige Wohnstube, wo ne-n-alles alachet, wie wenn syni Eltere hinderem Holztäfel stüende, fahrt er furt: „Jitz ghören i's wieder schla, ds Härz vo myr Muetter, da inne. — Gället, Frou Brunner, Dir hättet das Hüsi gärn gha für Eui Tochter? I giben ere's. Es isch nämlech mys. Der wunderlech Chuz bin i. Weit Dr's, Hortense?"

„Ja, was weit Dr derfür?" fragt si.

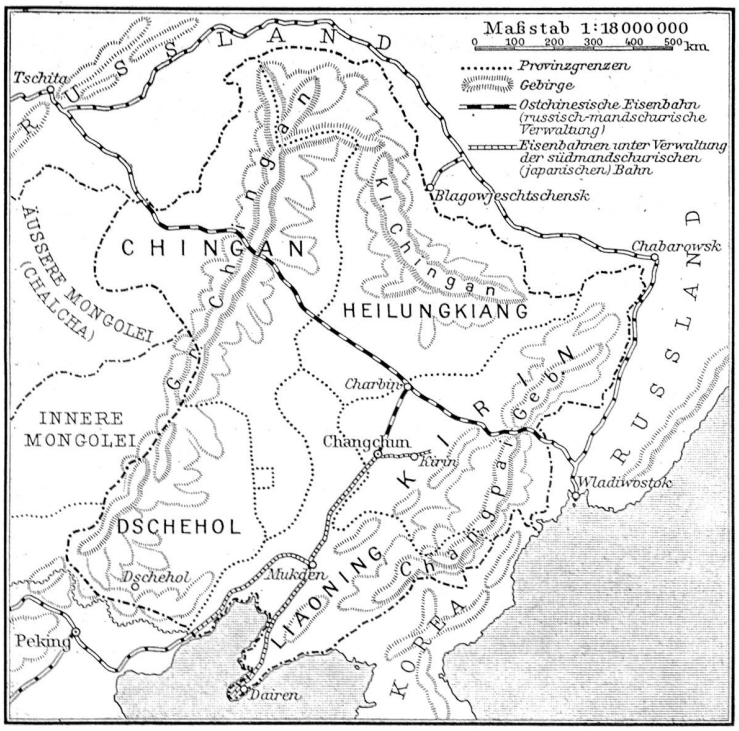
„He, numen Euch."

„Nume?!"

Dermit sy si sech wieder ume Hals gfalle.

Gägen Abe sy du di Verlobte no zum Plätzli ufem Fluehband gange, wo der Lopi zum erschtemal mit dem Zeiß uf sys Hüsi und syni Mieter abegluegt het, und dert hei si sech du viel, viel gha z'erzelle, wie alles cho sygi. Und d'Hortense het brichtet, wie si eigetlech ihn, Lopi, scho denn i ds Härz gschlosse heigi, wo-n-er se zum Mitfahren uf syr Maschinen yglade heigi und wie si du unglücklech gsi sygi, daß er ihre Bscheid so ärnscht gnoh heigi. Und wo sy Papa du gstorbe sygi, da heig er se so duuret, daß si sech gschwore heig, si gäb sech keim andere Ma als ihm.

O was het's da nid alles no gä z'brichte! Und schier zu Träne glachet hei si, wo me dür ds Ruusche vo de Bärgbech ne Motor ghört surren und tief unden einen uf mene Surriburri der Büehlstutz abfahrt und luege mueß, wie-n-er d'Ränk nimmt, und nüt gseht vo der ganze wundervolle Bärgherrlichkeit um ihn ume. (Ende.)



(Aus: A. R. Lindt, „Im Sattel durch Mandschukuo". Mit Genehmigung des Verlags F. A. Brockhaus, Leipzig.)

Im Sattel durch Mandschukuo.

Von dem Schweizer A. R. Lindt, der vor Jahresfrist im Pferdesattel Mandschukuo durchreist hat, ist in den Zeitungen verschiedentlich zu lesen gewesen. Er hat seine Erlebnisse in ein Buch zusammengefaßt und eben im F. A. Brockhaus Verlag, Leipzig, erscheinen lassen. Das Buch*) erzählt in lebendigem Reporterstil von dem, was der kühne Schweizer in diesem merkwürdigen Lande unter den armen Teufeln von Weißrussen, unter Chinesen, Mongolen, Japanern und Bolschewisten, Tungusen und Burjäten mit Kaufleuten, Kulis, Arbeitslosen, Tänzerinnen, mit Missionären, Polizeibeamten, Generälen und Banditen alles erlebt hat. Es muß ein ganz merkwürdiges Land sein, dieses Mandschukuo, ein Dorado für Abenteurer und Desperados, in seinem gegenwärtigen unsicheren Zustande etwas Aehnliches wie Amerika vor hundert Jahren oder das Chicago von gestern.

Mit freundlicher Erlaubnis des Verlages drucken wir hier ein Kapitel aus dem Buche ab, das vom Inhalt und der Darstellungsart des Buches einen

*) „Im Sattel durch Mandschukuo". A. R. Lindt als Sonderberichterstatter bei Generälen und Räubern. Mit 74 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers und 3 Karten. Leinen M. 5.—.

bessern Begriff gibt als eine lange Besprechung. Das Buch ist mit Autotypien nach eigenen Aufnahmen des Verfassers, die immer dem Texte folgen, illustriert. Zwei Proben sind unserem Abdruck beigegeben.

Das Chicago des Fernen Ostens.

Japanische Kavallerie durchritt die Straßen von Charbin. Vor dem Hotel Moderne standen zwei Panzerwagen gefechtsbereit. Als es mir endlich gelungen war, die japanischen Soldaten, die mit aufgepflanztem Bajonett den Eingang bewachten, von meinen friedlichen Absichten zu überzeugen, fragte ich den Hotelpförtner, ob der japanische Generalstab seinen Sitz hier aufgeschlagen habe.

„Nein, Herr. Die Japaner geben nur den einflußreichen Chinesen der Stadt ein Bankett zur Feier der Errichtung von Mandschukuo."

„Wozu dann die Truppen?"

„Sie beschützen das Festmahl."

Im Eßsaale saßen japanische Offiziere und schwarzberockte Chinesen, immer ein Japaner neben einem Chinesen. Die Unterhaltung zwischen den Gästen schien zu stocken.

Ein Freund hatte für mich eine Unterredung mit einem chinesischen Großkaufmann in die Wege geleitet. Ich wurde von einem jungen Sekretär empfangen, der mir mitteilte, daß mich der Kaufmann nicht sprechen könne.

„Mein Prinzipal ist heute leidend."

„Könnte ich ihn morgen sprechen?"

„Leider besteht wenig Hoffnung, daß er morgen sein Zimmer verlassen kann."

„Vielleicht könnte ich ihn aber in einer Woche treffen?"

„Es ist unwahrscheinlich, daß in einer Woche eine Besserung in seinem Zustand eintreten wird."

Kein Zweifel: Der Mann mußte schwer krank sein. Ich verließ den Empfangsraum, und bat den Sekretär, seinem Arbeitgeber meine besten Wünsche für baldige Genesung zu übermitteln.

„Dieser Chinese ist bei bester Gesundheit und setzt jeden Tag mehr Fett an", sagte mir ein Russe. „Aber er hat Angst, sich in den Straßen Charbins zu zeigen. Da er reich ist, lauern die Banditen auf jede Gelegenheit, ihn zu entführen."

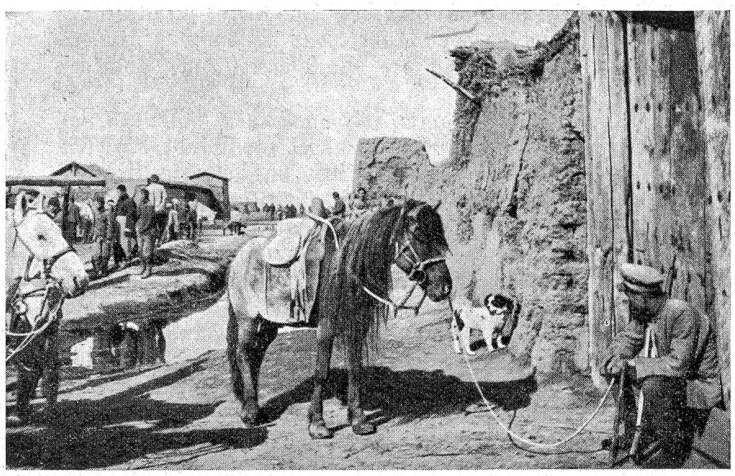
Er lud mich zur Besichtigung seiner Sojabohnenfabrik ein, die einige Kilometer außerhalb der Stadt liegt — wenn ich den nötigen Mut besäße.

„Du hast doch den Revolver eingesteckt?" fragte seine Frau. Er beschwichtigte sie.

„Haben Sie einen Revolver?"

Ich entschuldigte mich. Ich hatte keine Waffen. Er wandte sich an seine Frau.

„Willst du so gut sein, einem meiner Wächter zu telephonieren, damit er uns begleitet. Es ist immerhin besser, wenn wir zwei Revolver haben."



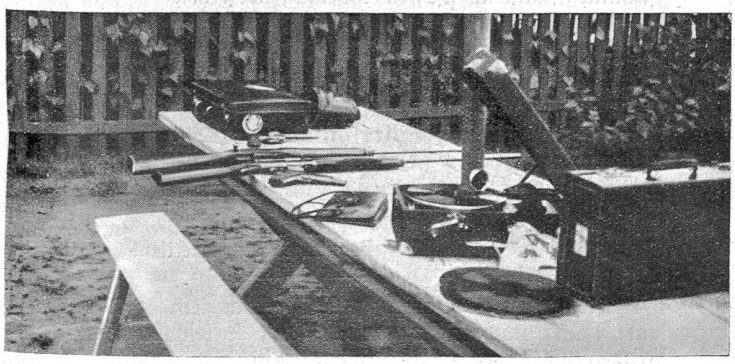
Hohe Wälle und tiefe Wassergräben umgeben jeden Hof.
(Aus: A. R. Lindt, „Im Sattel durch Mandschukuo". Mit Genehmigung des Verlags F. A. Brockhaus, Leipzig.)

Die Frau verabschiedete sich von ihrem Mann mit einer Inbrunst, die nicht angstvoller hätte sein können, wenn er in den Krieg gezogen wäre.

Neben dem Chauffeur saß ein stämmiger Bursche. „Er ist ein vortrefflicher Schütze", sagte der Fabrikbesitzer. Es war schwer, während der Fahrt eine Unterhaltung zu führen, da mein Gefährte fortwährend forschend hinter jeden Baum guckte. Seine Züge entspannten sich erst, als sich das Fabriktor hinter unserm Wagen schloß.

Die Fabrik, nach Plänen von Krupp erbaut, war mit den modernsten Maschinen eingerichtet. Zu ihr paßte schlecht die mittelalterliche Umfassungsmauer mit ihren Schießscharten, von denen aus schwerbewaffnete Wächter Ausschau hielten. In hohen Sälen floß aus gewaltigen Pressen langsam das goldene Oel der Sojabohnen.

„Dieses Oel ist der Reichtum des Landes, das Gold der Mandschurei. Aus Sojabohnenöl verfertige ich eine vorzügliche Seife. Aus Sojabohnen mache ich Dünger, der die bergigen Felder Japans befruchtet. Aus Sojabohnen presse ich Kuchen, die gleicherweise Menschen und Tiere nähren. Wenn Sie im Sommer die Ebene durchstreifen, die vor kaum dreißig Jahren noch Steppe war, sehen Sie unendliche Sojabohnenfelder sich bis zum Horizont erstrecken. Der Bauer lebt ausschließlich von ihrem Ertrag. Ein chinesischer Koch, der genügend Einbildungskraft besitzt, fertigt aus den Bohnen fünfzig Speisen von verschiedenartigstem Geschmack. Wenn Sie in einem chinesischen Restaurant glauben, besonders zartes Fleisch zu kosten, passen Sie auf. Niemand kann sich verbürgen, daß es einem Chinesen nicht gelingen sollte, Sojabohnen in ein Erzeugnis zu verwandeln, das wie Spanferkel schmeckt."



Der Konsul legte den Colt neben das Grammophon.
(Aus: A. R. Lindt, „Im Sattel durch Mandschukuo". Mit Genehmigung des Verlags F. A. Brockhaus, Leipzig.)

Einer der Wächter näherte sich dem Fabrikherrn. „Der Mann berichtet mir eben, daß gestern nacht die Fabrik wiederum von den Banditen beschossen worden ist. Der dritte Ueberfall innerhalb eines einzigen Monats. Da haben Sie die beiden wichtigsten Fragen der Mandschurei: Sojabohnen und Banditen.

„Ist die Nachfrage nach den Sojabohnen groß, gedeiht Charbin. Sturz der Preise bedeutet Hungersnot für die Mandschurei. Noch nie aber haben die Kurse der Sojabohne an den Warenbörsen so tief wie heute gestanden, und so hat auch Charbin noch nie so viel Bettler in seinen Straßen gesehen. Auf dem Lande draußen verlassen die Bauern ihre Felder, um sich den Räuberbanden anzuschließen. Die Zahl der Banditen hätte sich schon genügend durch die Sol-

daten vermehrt, die sich vor den Japanern zurückgezogen haben. Das Gewerbe der Räuber, das ‚kidnapping', ist das einzige, das heute noch in der Mandschurei einen goldenen Boden hat."

Auf dem Rückweg fuhren wir an langen Kolonnen von Bauernkarren vorbei, die Lebensmittel zur Stadt brachten. Damit sie die Reihen der Banditen durchbrechen könnten, die Charbin belagern, saß auf jedem Karren neben dem Fuhrmann ein Polizist mit umgehängtem Karabiner. In den Straßen hatten eben die Lichter zu brennen begonnen. Die Häuser, in dem internationalen Stil des Beginns dieses Jahrhunderts erbaut, glichen denen irgendeiner Balkanstadt.

In der Halle des Hotels saßen drei dicke Handelsreisende mit drei russischen Mädchen. Ein Amerikaner setzte sich zu mir.

„Charbin erinnert mich in so manchem an Amerika", sagte er. „Lesen Sie hier." Er entfaltete eine russische Zeitung Charbins.

„Inmitten von Inseraten, die Pelzmäntel, falsche Diamantenringe angeblicher russischer Fürstinnen und Seidenstrümpfe anpreisen, steht:

15 000 Charbin Dollar Belohnung
demjenigen, der mir mitteilen kann, wo mein Gatte versteckt gehalten wird, den Banditen vor 2 Monaten entführt haben. Sollte sich mein Gatte nicht mehr unter den Lebenden befinden, biete ich
5000 Charbin Dollar Belohnung
demjenigen, der mir Auskunft geben kann über den Verbleib seines Leichnams.
Maria Ivanovna.

Inserate wie dieses machen mir Heimweh."

„Warum?"

„Ich komme aus Chicago."

Mit einem Seufzer trank er seinen Whisky aus.

„Ich bewundere diese Räuber. Sie verstehen ihren Beruf." Und er begann ihren letzten Streich zu erzählen.

Die friedliche Ruhe eines Feiertages genießend, trinkt Herr Chang behaglich seinen Tee im Kreise seiner Familie. Er erhält den Besuch dreier Unbekannter, die er, chinesischer Gastfreundschaft entsprechend, sogleich bewirtet. Zigaretten schmauchend, sprechen die Fremdlinge von dem letzten Preissturz der Sojabohnen und dem warmen Frühlingswetter, und jeder legt behutsam neben die Teetasse einen blanken Revolver.

„Wir wollen nach Peking fahren. Wir bitten Sie höflich, uns das Reisegeld, 10 000 Dollar, vorzustrecken."

Herr Chang gießt ihnen Tee nach.

„Sicherlich. Ich werde das Geld gleich holen."

Er verläßt das Haus durch eine Geheimtüre und alarmiert die Polizei. Diese, verstärkt durch eine japanische Maschinengewehrabteilung, umzingelt sofort die Wohnung. Ein chinesischer Polizeioffizier klopft an die Tür. Mit verbindlichem Lächeln öffnet einer der Banditen. Lächelnd läßt er es geschehen, daß ihm die Polizisten Handschellen anlegen. Wie sie fertig sind, bittet er den Offizier, doch ja das Haus nicht zu betreten.

„Meine beiden Gefährten erfreuen sich immer noch der werten Gesellschaft von Frau Chang und ihrer Töchter. Wagt ihr euch nur einen Schritt weiter vor, werden meine Freunde nicht zögern, den Frauen die Kehle zu durchschneiden."

„Schätzen Sie das Leben ihrer Töchter, Herr Chang?" fragt der Polizeioffizier.

„Sie sind meine einzigen Kinder", schreit Chang.

„Dann müssen wir verhandeln."

„Wartet einen Augenblick", befiehlt der Befehlshaber der japanischen Maschinengewehrschützen. Er überlegt lange Zeit angestrengt.

„Nichts zu machen. Verhandelt!"

Die Polizisten befreien den Banditen von seinen Fesseln. Der chinesische Offizier bietet ihm eine Zigarette.

„Herr Chang wird mir sogleich 10 000 Dollar aushändigen. Er wird uns seinen Chauffeur und seinen Wagen zur Verfügung stellen. In Begleitung der Frauen werden wir bis zu einem Punkte außerhalb der Stadt fahren. Sobald wir überzeugt sind, daß wir nicht verfolgt werden, senden wir Frauen und Wagen zurück."

„Aber wir besitzen keine Gewähr", wendet der Japaner ein.

„Ach was", sagt der Polizeioffizier, „ein Bandit hält sein Wort."

Polizisten und Japaner müssen eine gute Stunde warten, bis es Herrn Chang gelungen ist, das Geld aufzutreiben, denn es ist ja Sonntagnachmittag. Endlich besteigen die Banditen den Wagen, vorsorglich den Frauen Chang den Vortritt lassend. Als sie abfahren, grüßt der Polizeioffizier.

„Aber 10 000 Dollar sind doch eine recht bescheidene Summe."

„Herr Chang war nicht reich, und die Banditen wollen ihren Mann nie vollständig zugrunde richten."

„Kennen sie denn jedermanns Vermögen?"

„Genauer als der findigste Steuereintreiber."

Der Kommissar der nordmandschurischen Post gesellte sich zu uns.

„Dabei genießen die Räuber unter der Bevölkerung hohes Ansehen. Eben habe ich die Kündigung eines meiner bestbezahlten und fähigsten Postmeister erhalten. Der Mann schreibt mir, daß ihn eine Bande aufforderte, ihr Anführer zu werden. Er kann sich dieser Ehre nicht entziehen."

Wir trafen uns alle drei wieder bei einem Picknick, das ein Konsul auf dem gegenüberliegenden Ufer des Sungari veranstaltete. Nahe dem gelben Flusse stellten wir auf einen Tisch unsere Körbe, Schokoladenschachteln, belegte Brötchen, gebratene Hähnchen und russischen Kuchen.

„Diesen Teil des Tisches müssen Sie für die Revolver freilassen", sagte unser Gastgeber, „es ist besser, wir haben sie in Reichweite."

Er zog einen Colt aus seiner Tasche und legte ihn neben das Grammophon, das amerikanische Negerlieder spielte. Die andern Herren folgten seinem Beispiel.

„Die Gewehre legen wir auf diese Bank hier. Entschuldigung, Sonja. Ich muß Sie bitten, Ihren Platz zu wechseln."

Ein Kuli brachte einige Flinten aus dem Motorboot.

„Das wäre in Ordnung. Wir können nun ruhig zu baden und zu tanzen beginnen. Wir haben drei Gewehre und fünf Revolver ... aber halt, wir müßten doch sechs haben. Einer der Herren muß seinen Revolver im Boot vergessen haben."

Obwohl ich sicher war, nur einige Bleistifte zu finden, durchsuchte ich meine Taschen.

„Ich bin der Schuldige", bekannte ich mit schlechtem Gewissen.

„Da Sie ein Neuling in Charbin sind", sagte der Konsul, „will ich Ihnen diesmal verzeihen."

Sein grosser Entschluss.

Eine vergnügliche Spitzbubengeschichte von Albert Haig, New York.
Berechtigte Uebertragung von Frank Andrew.

(Der Verfasser dieser Kurzgeschichte ist Träger des amerikanischen Short-Story-Preises.)

Nein, Oskar Tüchtig war wirklich kein Held und man darf daher auch nicht glauben, daß er leichten Herzens den großen Entschluß gefaßt hätte. Aber wenn man seit Monaten arbeitslos ist und die Vermieterin schon mit der Kündigung droht, weil die unbezahlte Rechnung immer größer